HOMO OPTIONIS?

Die Illusion der Entscheidungsfreiheit

Karin Schwiter

Heute wird von uns jungen Erwachsenen erwartet, dass wir unseren eigenen Weg durchs Leben suchen. Es gibt keinen durchstrukturierten Lebenslauf, dem wir unhinterfragt und selbstverständlich folgen. Es gibt keine Vorgaben, die uns je nach sozialer Schicht, Herkunft und Geschlecht eine klar definierte Rolle in der Gesellschaft zuweisen. Der individuelle Lebensentwurf ist ein Projekt, welches jede und jeder selbst zu gestalten hat. Intensiv beschäftigen wir uns deshalb mit unseren persönlichen Präferenzen, Neigungen, Talenten und den Wegen zur Verwirklichung unserer Träume. Dabei gibt es unzählige Entscheidungen zu treffen. Welches Berufsziel möchte ich verfolgen? Welchen Ausbildungsweg wähle ich? Möchte ich weiterhin im Elternhaus wohnen, mit meinem Partner zusammenziehen, mit Freunden eine Wohngemeinschaft gründen oder lieber alleine eine Wohnung nehmen? Mit welchen Aktivitäten möchte ich meine freie Zeit füllen? Möchte ich heiraten? Würde es mir gefallen, ein Jahr auf Weltreise zu gehen? In welche Richtung möchte ich mich weiterbilden? Will ich Kinder haben? In die Stadt ziehen? Mich selbständig machen? Auswandern?

Individualisierung

In der soziologischen Literatur werden die Freisetzung aus festgelegten Rollen und der Verlust von unhinterfragten Konventionen mit dem Begriff «Individualisierung» erfasst und als ein neueres Phänomen verstanden. Noch vor wenigen Jahrzehnten wäre von mir als junger Frau erwartet worden, dass ich eine geschlechtskonforme und nicht allzu lange dauernde Ausbildung mache, um eine interessante Gesprächspartnerin für meinen zukünftigen Gatten zu werden, und damit ich im Notfall etwas zum Familieneinkommen dazuverdienen könnte. Man hätte erwartet, dass ich einen zuverlässigen und tüchtigen Mann finde, heirate und Kinder kriege. Spätestens zu diesem Zeitpunkt hätte ich mich gemäss der damaligen Norm aus der Erwerbsarbeit zurückziehen müssen, um mich um die Haushaltsführung und Kindererziehung zu kümmern. Ob die traditionell-bürgerlichen Rollenvorgaben tatsächlich für alle gesellschaftlichen Schichten so eng definiert waren und weitgehend unhinterfragt übernommen wurden, wie wir es in der Retrospektive gerne darstellen, ist umstritten. Doch selbst wenn sie nicht diese Dominanz besassen, unterscheiden sie sich markant von den heutigen Anforderungen an junge Erwachsene. Von uns wird nicht länger erwartet, dass wir eine vorgegebene Rolle übernehmen, sondern dass wir unser Leben eigenverantwortlich planen.

Lebenspläne

Für mein Dissertationsprojekt habe ich mit jungen Erwachsenen Mitte zwanzig über ihre persönlichen Zukunftsvorstellungen gesprochen. In ihren Erzählungen wird deutlich, dass sie sich tatsächlich als autonome GestalterInnen ihrer ganz individuellen Lebenspläne verstehen und sich nicht an Konventionen gebunden fühlen. Andreas, einer meiner Gesprächspartner, betont beispielsweise, das Wichtigste sei für ihn, dass er selber entscheiden könne, wie und was er in seinem Leben machen möchte. Und auch Sabrina erzählt mir, ob man Kinder haben möchte oder nicht, solle man selbst entscheiden. Typischerweise höre ich Sätze wie: «Bei mir ist das so …», «Mir persönlich ist das wichtig.», «Für mich passt das so.» Kaum je argumentieren die jungen Erwachsenen, sie würden etwas tun, weil es sich einfach so gehört. Entscheidend sind für sie die persönlichen Präferenzen.

Rollen und Normen

Heisst das, es gibt keine Konventionen mehr? Leben wir in einer Zeit ohne soziale Regeln, die uns vorgeben, welche Stationen wir in unserem Leben durchlaufen und welche Aufgaben wir erfüllen müssen? Sind wir jungen Erwachsenen völlig frei in der Gestaltung unseres Lebensentwurfs? Gehören wir zu einer neuen Gattung Mensch, dem «homo optionis» mit unzähligen Entscheidungsmöglichkeiten und Handlungsalternativen, aus denen wir uneingeschränkt wählen können?

Ich denke, nein. Die Vorstellung, dass wir unser Leben völlig unabhängig von Konventionen nach unseren ganz individuellen Präferenzen gestalten können, ist ein Diskurs, der im Moment sehr mächtig und weit verbreitet ist. Es ist jedoch ein ganz spezifischer Blickwinkel, der fortbestehende Normen und Zwänge bewusst ausblendet. Es mag keine klar umrissenen, zwingend vorgeschriebenen Rollen mehr geben, dennoch sind wir jungen Erwachsenen gezwungen, uns in einem Gemenge verschiedenster, sich teilweise widersprechender Normen und Anforderungen zurechtzufinden.

Kinder

Betrachten wir beispielsweise die Kinderfrage. Nach wie vor ist in unserer Gesellschaft die Norm weit verbreitet, dass eigene Kinder zu einem erfüllten Leben gehören. Habe ich keine Kinder, so werde ich entweder für mein einsames Leben bemitleidet oder der oberflächlichen «Spassgesellschaft» zugerechnet, die hauptsächlich mit ihren eigenen Vergnügungen beschäftigt ist und keine Verantwortung übernehmen will. Angesichts der drohenden Überalterung der Gesellschaft, muss ich mir den Vorwurf gefallen lassen, ich sei schuld am Aussterben der Schweizer Bevölkerung und hätte mir meine Altersrente nicht verdient.
Auf der anderen Seite gibt es eine ganze Reihe von Voraussetzungen, die unsere Gesellschaft fürs Kinderhaben als nötig erachtet. Kinder soll man nur in die Welt stellen, wenn man seine Ausbildung abgeschlossen und im Beruf Fuss gefasst hat. Ans Kinderhaben darf man erst denken, wenn man in einer langfristigen, festen Partnerschaft lebt. Zudem muss man als Paar erstmal genügend Geld verdienen, um die Kinder ernähren zu können, und bereit sein, ihnen oberste Priorität im Leben zu geben. Und sonst, lautet unsere Norm, hat man besser keine Kinder. Wer diese Konventionen nicht erfüllt und trotzdem ein Kind plant, gilt bei vielen als unverantwortlich und selbstsüchtig.

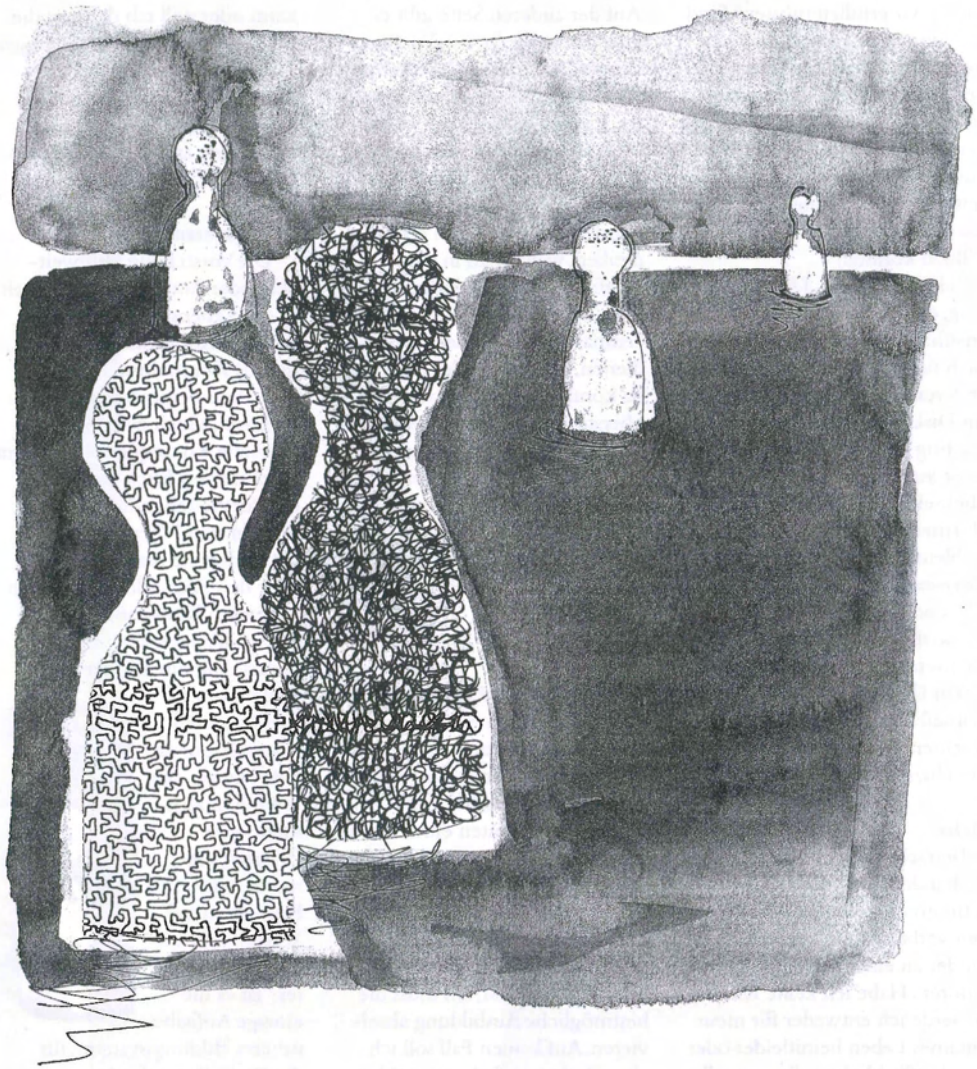
Beruf

Auch in der Arbeitswelt bewege ich mich in einem Gemenge zahlloser Normen. Einerseits heisst es, ich soll mir ganz nach meinen individuellen Präferenzen und Talenten einen Beruf aussuchen. Gleichzeitig herrscht jedoch das Gesetz des Marktes. Es wird von mir erwartet, dass ich mich in ein attraktives Produkt für den Arbeitsmarkt verwandle. Das heisst, ich muss die bestmögliche Ausbildung absolvieren. Auf keinen Fall soll ich ein «Orchideenfach» auswählen, sondern einen Beruf, mit dem ich auch Geld verdienen kann. Einmal im Arbeitsleben gilt es, den Anschluss nicht zu verlieren. Ich muss mich beständig weiterbilden, mich spezialisieren, doch gleichzeitig flexibel bleiben. Auf keinen Fall darf ich zu lange aus dem Beruf aussteigen, sonst haben meine Qualifikationen ihren Wert bald verloren. Und kann oder will ich dereinst die geforderte Leistung nicht länger bringen, gelte ich als «Sozialschmarotzerin», die sich in der Hängematte des Sozialstaates auf Kosten anderer ein schönes Leben macht.

Konsequenzen

Die Vorstellung von weitgehender Entscheidungsfreiheit in der Lebensplanung jenseits früherer Konventionen hat derzeit Konjunktur. Meines Erachtens beinhaltet diese Perspektive jedoch zwei problematische Konsequenzen. Erstens lenkt sie den Blick weg von den fortbestehenden sozialen Regeln und Normen. Damit verhindert sie die Diskussion über den Sinn oder Unsinn der geltenden Konventionen und ihren allfälligen Veränderungsbedarf. Soll nur Kinder haben dürfen, wer es sich finanziell leisten kann? Ist jede Mutter, die ihren Kindern nicht erste Priorität einräumt, eine Rabenmutter? Warum gibt es keine Rabenväter? Ist es die einzige Aufgabe unseres Bildungssystems, für die Bedürfnisse des Arbeitsmarktes optimierte Arbeitskräfte zu produzieren?

Die zweite problematische Konsequenz scheint mir die mit



dem Diskurs der Entscheidungsfreiheit einhergehende Individualisierung der Verantwortung. Die Vorstellung von autonomer Lebensplanung blendet nicht nur fortbestehende Normen aus, sondern weist dem oder der Einzelnen auch die Schuld für die eigenen «Entscheidungen» zu. So fühle ich mich zwar frei, mein Leben zu gestalten, doch lastet damit auch die gesamte Verantwortung auf meinen Schultern. Ich bin selber schuld, wenn das Einkommen nicht reicht, um die Familie durchzubringen. Ich hätte ja nicht noch ein drittes Kind kriegen müssen. Ich bin selber schuld, wenn ich keine Arbeitsstelle finde. Ich hätte ja nicht Handweberin oder Zahntechnikerin werden müssen, wo doch jede weiss, dass asiatische Hände viel günstiger weben und auch die Fertigung von Zahnprothesen inzwischen nach Osteuropa ausgelagert wurde. Ich bin schuld, wenn ich meine Arbeitsstelle verliere und keine neue finde. Ich hätte ja mehr Energie in meine Weiterbildung investieren können. Ich bin selber schuld, sollte ich dereinst als alleinerziehende Mutter von drei Kindern unter dem Existenzminimum leben. Ich hätte mich ja nicht von meinem Mann scheiden lassen müssen. Schlussendlich bin ich als autonome Gestalterin meines Lebens verantwortlich für jedes Scheitern. Denn ich hätte mein Leben ja anders planen können. Vergessen gehen dabei die unterschiedliche Leistungsfähigkeit, die Menschen mitbringen, und alle Chancenungleichheiten, die unsere gesellschaftlichen Strukturen produzieren.

Statt von einem Verlust oder von einer Auflösung von Konventionen zu sprechen, plädiere ich deshalb dafür, den Blick wieder verstärkt auf die Handlungszwänge, Normen und Anforderungen zu richten, die nach wie vor bestehen. Dies ermöglicht es erst, ihre Widersprüche sichtbar zu machen, sie kritisch zu diskutieren und zu hinterfragen. ¬